



Nur eine
Ewigkeit
mit Dir

Kristina Moninger



Das Buch

Lilly ist müde, lebensmüde. Jonas lebt nicht, zumindest nicht richtig.

Als die beiden aufeinander treffen, handelt es sich um einen Glücks-, aber keinen Zufall. Denn Jonas kennt Lilly bereits aus einem anderen, einem längst vergangenen Leben.

Während Lilly Tag für Tag neuen Lebensmut schöpft, muss sich Jonas seiner Vergangenheit stellen - und damit auch einer Entscheidung, die die Grenze zwischen den Zeiten immer brüchiger werden lässt ...

Eine wundervolle Geschichte über die grenzenlose Macht einer Liebe, die alle Zeiten überdauert.

Die Autorin

Kristina Moninger wurde 1985 in Würzburg geboren und verbrachte ihre glückliche Kindheit in einem kleinen Dorf auf dem Land, in dem sie auch heute noch mit Mann, Kindern und Hund lebt. Nach einer kaufmännischen Ausbildung schloss sie ihr Übersetzerstudium ab. Dieses hat sie erstaunlicherweise nicht nur fremde Sprachen, sondern besonders ihre Muttersprache lieben gelehrt und war letztlich der Auslöser dafür eine lange in ihr schlummernde Idee auf Papier zu bringen.

Und da sie das Schreiben nicht mehr losgelassen hat, stiehlt sie seither dem turbulenten Alltag mit Kleinkindern Minuten und verwandelt sie in Worte, aus denen Geschichten werden. Keine autobiografischen, aber doch solche, deren Themen ihren eigenen Emotionen entspringen.

Mit "Nur eine Ewigkeit mit Dir" versucht die Autorin den plötzlichen, viel zu frühen Tod ihrer Mutter zu verarbeiten.

Für Mama

Unsere Seelen umarmen sich im Traum

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.kristina-moninger.de,
www.facebook.com/InaMon85 und
www.feuerwerkeverlag.de/moninger/

Buch bestellen unter:
www.amazon.de/dp/B01IAKHJBO/

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter/

Originalausgabe August 2016
© FeuerWerke Verlag, alle Rechte vorbehalten
Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk
Herstellung: Books on Demand GmbH
Umschlaggestaltung: Judith Jünemann
Lektorat und Bearbeitung: Anke Unger
ISBN: 978-3-945362-23-5
Printed in Europe

Aus Datenschutzgründen und zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden alle Namen der handelnden Personen geändert. Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit weiteren realen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt.

Alle Texte und Bilder dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.

Nur eine Ewigkeit mit Dir

Kristina Moninger

Leseprobe

Lilly

Ich stehe auf einer Brücke. Fest entschlossen, mich herunter zu stürzen. Meine dunklen Jahre sind vorbei.

Ich hätte mir eine Eisenbahnbrücke aussuchen können. Die Fußgängerbrücke am Fahrradweg. Oder die Brücke über die Schnellstraße zur Autobahn hin. Aber ich habe mich dazu entschlossen, die alte Stahlbrücke hier zur Todesbrücke zu machen, weil sie meiner Wohnung am nächsten ist. Bis auf das dumpfe Rauschen der Autos herrscht Stille. Keine Waggons, die alle weiteren Geräusche für wenige Sekunden abschneiden. Keine lärmenden Kinder auf ihren Rädern. Nur ich und einige Meter Luftstrecke, die mich vom ewigen Nichts trennen.

Genau genommen stehe ich nicht nur auf einer Brücke, sondern auf der Brüstung. Asphalt hinter mir, Asphalt unter mir. Ich halte meine Arme von meinem Körper gestreckt wie ein frisch dem Nest entflohener Vogel, der seine ersten Flugversuche unternimmt. Dieser Vogel wird nur einen einzigen Flug machen und das ist gut so. Ich beende mein Leben mit einem Knall, einem Aufschlag auf dem Asphalt. Die leichte Theatralik ausgestreckter Arme gestehe ich nur mir selbst zu. An diesem Tag, zu dieser Uhrzeit ist die Brücke hier noch keine Todes-, aber doch eine Geisterbrücke. Nur meine Geister und ich befinden sich hier, keine weitere Menschenseele. Ich fühle mich nicht nur allein auf dieser Welt, ich bin es auch bei meinem letzten Schritt. Es gibt nichts mehr, was mich halten kann, weil es nichts mehr gibt, woran ich mich festhalten kann. Wenn es keinen Halt mehr gibt, führt das unweigerlich zum Sturz.

Ich werde warten, bis die Ampel dort unten vor der Brücke auf Rot schaltet. Weil ich niemandem auf die Motorhaube springen möchte. Weil ich nicht will, dass ein Kind meine toten Augen durch die Windschutzscheibe sehen muss. Weil nicht irgendein alter Herr meine Überreste von seinem polierten Wagen kratzen soll.

Die Grünphase scheint unendlich. Nun kann ich den Wind spüren, der mir durch das dünne T-Shirt pfeift. Ich bekomme eine Gänsehaut, dabei will ich doch nichts mehr spüren. Meine Locken haben sich unentwirrbar auf meinem Kopf ineinander verknötet, aber was kümmert mich das schon. Ich werde sie schließlich nicht mehr kämmen.

Immer noch grün. Der Wind wird stärker, meine Balance wackeliger. Unten rauschen die Autos durch eine nicht enden wollende grüne Welle. Noch sind alle meine Sinne scharf. Ich spüre den Wind auf meiner Haut, rieche die Reste des Regens in der Luft, schmecke den fahlen Geschmack von Lebensmüdigkeit auf meiner Zunge. Ich sehe das verhasste Grün und ich höre... eine Stimme.

„Lene“, ruft ein Mann, „Lene, warte. Nicht, Lene, bitte nicht.“

Ich will mich hastig umdrehen, nachsehen, wer mich und meinen Todesgang stört. Bis mir einfällt, dass ich auf einem Brückengeländer stehe und hastige Bewegungen unangebracht sind.

Also drehe ich mich vorsichtig so weit um, dass ich ihn sehen kann. Inständig hoffend, dass es kein Bekannter ist. Zeugen, auch solche, die ich nicht kenne, sind heute absolut unerwünscht und abhalten wird mich ohnehin niemand. Als er näher kommt und ich sein Gesicht besser erkennen kann, stelle ich fest, dass ich ihn nie zuvor gesehen habe. Er kommt immer näher, mit großen Schritten, und das sollte der Moment sein, in dem ich mich vom Brückengeländer und von meinem Leben löse. Stattdessen aber kann ich meinen Blick unerklärlicherweise noch nicht von ihm lösen. Er ist jung, wenige Jahre älter als ich. Die Schwärze seiner Haare wird von seinen dunklen Augen fast noch übertroffen. Obwohl ich auf dem Geländer deutlich über ihm stehe, wirkt er groß.

„Lene, nicht!“, ruft er nun wieder und sieht mich dabei direkt an.

„Ich heiße nicht Lene. Glauben Sie etwa, nur weil ich auf einer Brücke stehe, habe ich bereits Augen, Ohren und Verstand verloren?“, sage ich, halte meine Arme weiterhin ausgestreckt. Ich komme mir ein wenig albern dabei vor. Inzwischen tue ich es nicht mehr um der Dramatik willen, sondern schlicht, um das Gleichgewicht zu halten, bis der Irre sich verzogen hat und ich endlich das zu Ende bringen kann, was ich begonnen habe. Rot hat sicherlich wieder mit grün gewechselt.

„Könnte man fast meinen, zumindest das mit dem Verstand. Ich habe dich nicht beim Namen genannt, ich sagte nur, komm' da runter, sonst komme ich hoch", ruft er.

Es gibt Dinge, die eigentlich ohne große Bedeutung sind und dennoch in uns wohnen wie sorgsam gehütete Erbstücke. Wie Seifenblasen auf brüchigem Asphalt. Ein Satz, ein Wort, das jahrelang nachhallt, ohne dass es als Echo gesprochen wurde. So ist es gar nicht die Ankündigung, zu mir auf das Geländer zu kommen, oder die Gewissheit den Namen "Lene" aus seinem Mund gehört zu haben, sondern vielmehr seine Stimme, die eine Art Erinnerung in mir wachruft. Das Gefühl von Vertrautheit hält mich für den Moment davon ab, einfach zu springen.

„Sie haben mich ganz klar Lene genannt", sage ich trotzig und richte nun meinen Blick wieder zurück auf die Straße. Vertrautheit hin oder her. Er kann mich mal. Ich nehme die Arme herunter.

Aus den Augenwinkeln kann ich ihn unbeirrt näher kommen sehen. Schneller als zuvor. Er stört mich, seine Gegenwart ärgert mich. Ich sehne mich so sehr nach der bevorstehenden Ruhe in meinem Kopf, dem Ende aller Gedanken. Warum lässt er mich nicht einfach springen? Ich rufe ihm zu:

„Hauen Sie ab, was geht Sie mein Leben an? Tun Sie einfach so, als hätten Sie mich nicht gesehen."

„Lene, bitte! Ich helfe dir hinunter", schreit er. Ein wenig hysterisch, wie ich finde. Die Menschen in ihren Autos da unten sehen vielleicht noch grün, ich dagegen sehe langsam rot. Es hat bisher keinen gestört, wie es mir geht, warum sollte es jetzt stören, wenn ich gehen will? Es sollte mich also auch nicht interessieren, wenn mich irgendein Kerl, der offensichtlich gewaltig einen an der Klatsche hat, beim falschen Namen ruft. Es ist ja sowieso alles egal. In ein paar Sekunden, spätestens Minuten. Unter mir steht die Ampel auf Rot. Eine Signalfarbe, mein Signal. Das letzte.

„Nein, danke. Ich springe lieber von einer Brücke in die sichere Unendlichkeit als in die Arme eines Psychopathen."

Auf einmal steht er neben mir. Mit einem katzenartigen Satz ist er mühelos zu mir auf die Brüstung gesprungen. Augenblicklich muss ich an diese Doppelselbstmörder denken, die vor wenigen Wochen

Schlagzeilen gemacht haben, weil sie - scheinbar ohne einander überhaupt zu kennen - gemeinsam von einem Münchner Hochhaus gesprungen sind. Wie das wohl ist, wenn man zum gleichen Zeitpunkt stirbt wie ein anderer Mensch? Verbindet einen der Tod, wenn es das Leben nicht getan hat?

Vielleicht hätte ich doch die Eisenbahnbrücke nehmen sollen. Weniger Passanten, weniger Verrückte, die einen davon abhalten wollen, mit gebrochenem Genick auf dem Boden aufzuschlagen.

„Lilly, bitte, gib mir deine Hand. Ich muss dir etwas erklären“, sagt er, während er neben mir auf dem Geländer steht.

Diese Stimme. Das Gefühl, ihn zu kennen, wird übermächtig, beinahe mächtiger als mein Wunsch zu springen. Und es hat nichts damit zu tun, dass er mich diesmal beim richtigen Namen genannt hat.

Bevor ich fragen kann, woher er weiß, dass ich Lilly heiße, bevor ich überhaupt etwas sagen kann, bevor ich springen kann, weil das Gefühl ihn zu kennen nicht dafür ausreicht es zu lassen, überwindet er den letzten, minimalen Abstand, der noch zwischen uns besteht. Er fasst mich am Handgelenk und zieht mich hinunter. Ich falle in seine Arme und in eine andere Zeit.

Ich stehe nicht mehr auf einer Brücke, sondern in einem alten, dreckigen Hof. Kein Beton, kein Pflaster, nur Erde. Trockene, dreckige, zertrampelte Erde. Ich weiß irgendwie, dass ich auf etwas warte. Auf eine weitere Kanne Milch. Den Holzkarren, der bereits schwer beladen ist, muss ich heute selbst ziehen. Üblicherweise hilft mir Asko, der Hofhund, beim Ziehen. Eingespannt in ein selbstgefertigtes Hundegeschirr, gar nicht unähnlich dem eines Pferdes oder Ochsen, zieht er meist ohne Murren den Wagen zur Milchsammelstelle. An der kleinen Anhöhe kurz vorm Dorf muss ich kräftig mitziehen und dabei gut aufpassen, dass der Wagen nicht kippt. Aber ansonsten ist Asko doch eine große Hilfe bei dieser mühsamen Plackerei. Gestern ist er jedoch von einer der Milchkühe getreten worden und fällt daher erst einmal aus. Es ist Sommer und ziemlich heiß. Ich sehe an mir herunter, ich trage ein farbloses Kleid, das mir bis zu den Knien reicht und eine gepunktete Schürze darüber. Als ich mit meinen Händen an meinen Kopf fasse, finde ich nicht meine

Locken vor, sondern eine Flechtfrisur, die zur Hälfte unter einem Kopftuch versteckt ist. An den Füßen trage ich die Schuhe der Mutter. Sie sind viel zu klein und drücken am äußeren Rand so sehr, dass ich meine kleinen Zehen nicht mehr richtig spüren kann. Es sind braune Schuhe mit einem niedrigen Absatz, damit man nicht zu sehr im Dreck versinkt, und einem Riemen mit einer großen Schnalle. Alt sind sie und alt sehen sie aus. Aber Geld für Schuhe ist nicht da und Mutter hat keine Verwendung mehr für Kleidung. Der Weg zur Milchsammelstelle stört mich nicht. Ich kenne härtere Arbeit und zumindest kann man sich im Dorf etwas ausruhen und ein Schwätzchen halten. Auf dem Weg gut nachdenken, ohne dass einem die Geschwister am Rockzipfel hängen und mit viel Glück könnte ich ihn treffen. Sicher nicht an der Milchsammelstelle, aber vielleicht später beim Bäcker. Der Vater hat mir ausnahmsweise erlaubt, Brötchen zu kaufen. Ich gedachte, mich auf dem Heimweg sehr zu beeilen und so etwas mehr Zeit beim Bäcker zu verbringen zu können, um die Wahrscheinlichkeit, ihn zu treffen, zu erhöhen.

„Gut, Lene, das war's, kannst los.“

Alle nennen mich Lene. So lange schon, dass ich - die eigentlich Helena heißt - mich selbst schon mit Lene vorstelle, wenn ich nach meinem Namen gefragt werde.

Nur meine Mutter hat stets Helena zu mir gesagt. Meine Mutter. Ich schiebe den Gedanken an sie beiseite und schüttele mich unbewusst. Es ist zu schmerzhaft, in Gedanken an meine Mutter zu versinken. Und ich habe auch keine Zeit dafür. Das Leben besteht aus Arbeit, von jeher und umso mehr, seit Mutter nicht mehr ist. Im Kindsbett ist sie gestorben, bei der Geburt der dritten Tochter und des fünften Kindes unserer Familie. Drei davon sind noch am Leben. Mein Bruder Andreas, meine kleine Schwester Marie und ich. Einer meiner Brüder ist mit drei Monaten den Masern erlegen. Ich kann mich kaum an das weinerliche, rote kleine Wesen erinnern. Das fünfte Kind, das sie zu früh geboren hat, war kurz nach der Geburt ebenfalls gestorben. Es hatte gerade so viel gewogen wie ein Päckchen Butter. Vater hatte auf einer modernen Geburt in der Klinik bestanden. Aber als die Wehen einsetzten, war es zu spät, um den weiten Weg in die Klinik zu fahren. Die Hebamme war da gewesen, aber sie hatte nichts ausgerichtet

können gegen den Tod von Mutter und Kind. Der Vater war untröstlich und hat sich von einem fröhlichen, lebenslustigen Menschen in einen wortkargen, eigenbrötlerischen Grantler verwandelt. Er weigert sich standhaft, sonntags die Kirche zu besuchen, da ihm "der Herrgott schließlich die geliebte Frau genommen hat". Ich habe Mühe, ihn überhaupt zum Essen zu bewegen. Vater hat Mutter aufrichtig und wahrhaftig geliebt. Nicht selbstverständlich in meiner Zeit. Das und des Vaters Verhalten machen meinen eigenen Schmerz nur schlimmer. Meist gelingt es mir, meine Gefühle zu unterdrücken und die aufsteigende Sehnsucht hinunterzuschlucken. Manchmal aber habe ich das Gefühl, daran zu ersticken. Mit der Schwester kann ich nicht reden. Sie ist mit ihren neun Jahren zu jung, um ihr noch zusätzlich fremdes Leid aufzubürden. Andreas, mein älterer Bruder, ist viel zu stolz und vielleicht auch zu unbeholfen, um seinen Schwestern beizustehen.

So bin ich alleine, mit einer ungewollten und ungewohnten Rolle als Frau im Haus. Selbst fast noch ein Kind, bin ich nun Mutterersatz der Schwester, mit einem Haushalt, den zu führen ich kaum vermag, und möcht' dabei doch so gern in die Welt hinaus fahren, etwas erleben, Neues lernen.

Der Vater hat sich längst umgedreht und ist zurück in den Stall gelaufen. Nicht zum ersten Mal frage ich mich, wie er es noch schafft, den Hof zu bewirtschaften. Nicht nur seine Seele ist krank vor Trauer, auch sein Körper hat sich in den letzten eineinhalb Jahren merklich verändert. Alt ist er geworden, obwohl kaum fünfzig. Grau und abgemagert. Die so geliebten Lachfalten ähneln nun eher den Furchen eines Ackers, und er hat aufgehört, auf sein Äußeres zu achten. Wenngleich ich seine Kleider regelmäßig wasche und ausbürste, so hilft dies nicht gegen den Körpergeruch und den Gestank der Ställe, dem man nur mit regelmäßigem Baden etwas entgegensetzen kann.

Ich seufze und schüttele die Gedanken von mir. Ich habe schließlich Arbeit zu verrichten. Mit einem kräftigen Ruck setze ich den Wagen in Gang, so dass die Milchkannen scheppern. Das Milchhäuschen befindet sich mitten im Ort, und meine Familie wohnt etwas außerhalb in einer kleinen Siedlung bäuerlicher Anwesen. Eine halbe Stunde später stehe ich in einer Reihe von Menschen und warte darauf, meine

Ware abgeben zu können. Es wird eine Weile dauern, bis ich an der Reihe bin.

Ich ziehe ein altes Haushaltsheft aus der Tasche.

Dort trage ich meine Gedanken, Gedichte ein und manchmal eine Geschichte, für Marie, wenn mir spontan etwas einfällt. Der Vater weiß nichts davon, würde es sicher auch „Zeitverschwendung und Humbug“ nennen. Das Heft aber ist mein kleiner Seelentröster. Und meine Freundin Henriette. Die ruhige, ordentliche und gewissenhafte Tochter des örtlichen Bäckers, die ich nur Henny nenne, und mit der mich seit Kindertagen eine innige Freundschaft verbindet.

Ich nehme meinen Holzbleistift aus der Tasche meiner Schürze, setze mich auf eine kleine Mauer und lese meinen Eintrag des letzten Tages.

„Ängstlich ist die heimliche Liebe, fürchtet zu verlieren ...“

Weiter komme ich nicht. Jemand tippt mir an die Schulter. Henny. Wir fallen uns in die Arme. Ein herzliches Willkommen. Wie immer, wenn auch zu selten.

„Du Lene, er ist bei uns im Laden“, sagt Henny und zwinkert verschwörerisch.

„Ach ja, und was interessiert mich das?“, antworte ich und spüre, wie meine Wangen heiß werden.

„Ich weiß, dass dich das interessiert, du weißt es und er weiß es auch“, grinst Henny.

„Du meinst, er weiß, ... das ist ja schrecklich!“

Ich schlage die Hände vor mein Gesicht. Meine abgearbeiteten, trockenen, rissigen, zermürbten, traurigen Hände. Hände, die wollen, dass sie einer festhält und nicht mehr loslässt.

„Natürlich weiß er, dass du ihn gut findest. Was ist auch schlecht daran? Du gefällst ihm, er gefällt dir. So ist das mit den Mannsbildern und den Weibern. Und er ist nicht der Dümme.“

„Nein, das ist er nicht. Aber was mache ich denn jetzt?“

„Das ist einfach, du gehst in den Laden, ich warte hier bei deinen Milchkannen. Du kaufst dir ein paar Brötchen. Weißt ja, kriegst Nachlass bei uns, und dann sprichst du mit ihm.“

„Aber was soll ich denn sagen?“

„Das fragst du mich? Erzähl etwas vom Wetter. Frag ihn, ob er auf's Tanzfest zur Rathauseinweihung geht. Irgendetwas wird dir schon einfallen.“

Es ist, als wäre ich Augenzeuge meiner eigenen Nachtphantasie, stiller Beobachter eines historischen Films, Zeitreisender eines Science-Fiction-Buches. Ich halte mir meine Hände vor die Augen, drehe sie. Es sind meine Hände, sauber und ohne Schwielen. Ich bin zurück in meinem Leben mit meinem Namen, Lilly Gresler. Was war das denn? Ich kann die Schweißtropfen spüren, die mir die Stirn hinunter laufen. Wovon? Vom Wagen ziehen? Habe ich das jetzt geträumt? Bin ich tot? Nein, ich stehe noch auf der Brücke, wengleich nicht mehr auf der Brüstung, sondern sicher davor, und fühle mich auch sonst recht lebendig. Ich zittere, man zittert sicherlich nicht mehr, wenn man von einer Brücke gesprungen und mausetot ist. Außerdem schwitzt man dann bestimmt auch nicht mehr und man riecht sicherlich auch nichts mehr, hier aber stinkt es übel nach Benzin und Autoabgasen, was mir vorhin gar nicht aufgefallen ist. Da war mir ja auch alles egal. „Und jetzt?“, frage ich mich selbst.

Jetzt ist mir immer noch alles egal, nur nicht, was hier eben gerade passiert ist. Der Fremde hat mich von der Brücke gezogen und dann weiß ich nichts mehr, nur dass ich plötzlich dachte, ich sei eine Frau namens Lene und lebte in einer anderen Zeit. Es hat sich verdammt real angefühlt. Ich konnte sie spüren, als stecke ich in ihrer Haut. Ich wusste instinktiv, so wie ich es über mich weiß, was für ein Mensch sie ist, wie sie lebt und was sie bewegt. Verrückt. Ich stehe einen Moment einfach nur so da, angeekelt von dem Autogestank und mache gar nichts. Es ist ein wenig wie nach dem Aufwachen, nach einer Tiefschlafphase, wenn man nicht weiß, wo man sich gerade befindet, welchen Tag man schreibt und warum man schon wieder auf der Couch eingeschlafen ist. Nicht, dass ich viele Tiefschlafphasen hätte, meine Nacht ist eher durchwacht als durchschlafen und voller verwirrender Träume. Aber ich werde doch nicht hier auf der Brücke eingeschlafen sein und die ganze Geschichte nur geträumt haben, oder?

Ich sehe mich um, aber der wirr daher redende Kerl ist nicht mehr da und es gibt keinen Beweis dafür, dass er es überhaupt jemals war. Vielleicht hatte ich eben auch so eine Art Nahtoderfahrung. Soll es ja geben.

Nachdem ich mich wieder etwas gefangen habe, kommt das bleischwere Gefühl zurück. Und auf einmal fühle ich mich so sehr angekommen im Hier und Jetzt, dass ich mich nur noch weg wünsche. Ich will Leichtigkeit, ich will Frieden, ich will nicht mehr grübeln, ich will nicht mehr trauern und ich will Ruhe. Kein Gestank, kein Gerede. Ich will blankes, pures, süßes Nichts.

Aber obwohl dieser Kerl nicht mehr da ist, er ist einfach verschwunden, fühle ich mich, als wäre er noch immer bei mir. Als hielte er mich davon ab, wieder auf die Brüstung zu steigen und das zu Ende zu bringen, was ich angefangen habe.

Ich stehe noch einige Zeit, es können Minuten, aber auch Stunden sein, das Gefühl dafür habe ich verloren. Ich stehe auf der Brücke, aber ich werde nicht springen. Nicht heute. Vielleicht morgen. Zuerst muss ich herausfinden, was mit mir passiert ist. Es ist die Vorstellung davon, aus dem Leben zu scheiden und das spannendste Buch desselben noch nicht zu Ende gelesen zu haben, die mich abhält, wieder auf die Brüstung zu steigen. Ja, ich schätze, das ist es. Dieses Gefühl, das ich schon lange nicht mehr gespürt habe: Neugier.

Ich brauche eine Ewigkeit bis zu meiner Wohnung, ich gehe und jeder Schritt ist zentnerschwer, jeder Meter kilometerlang und jeder Atemzug unheimlich anstrengend. Ich fühle mich so am Leben wie lange nicht mehr, so bleiern und schwerfällig.

Zu Hause will ich den Haustürschlüssel aus der Jacke ziehen und merke, dass sich noch etwas anderes darin befindet. Ein kleiner Zettel. Alt und zerknüllt. Die Schrift sieht aus wie Omas Handschrift. Ich kann es kaum entziffern.

Ängstlich ist die heimliche Liebe.

Fürchtet

zu verlieren,

was noch nicht gewonnen

und zittert
um der Heimlichkeiten wegen.
Sie wagt nicht und kämpft nicht,
zu groß der Einsatz,
Verlust der Illusion,
eine Wirkliche zu werden.

Was soll das bedeuten? Ich habe das nicht geschrieben. Aber ich weiß instinktiv, dass es diese Lene war. Was hat das mit mir zu tun und welche Rolle spielt der Fremde? Was passiert gerade mit meinem Leben, das es eigentlich schon gar nicht mehr geben sollte?

Die Fragen machen mich noch müder. Meine Glieder sind unendlich kraftlos und drücken mich nieder. Ich muss schlafen, jetzt sofort, danach wird alles klarer sein, danach kann ich darüber nachdenken, was ich tue.

Ich lege mich auf mein Bett und schlafe sofort ein, es ist 18:32 Uhr, als ich das letzte Mal auf die Uhr sehe. Das Telefon klingelt, ich nehme es noch wahr, aber nicht mehr ab. Ich muss dringend schlafen.

Es ist 07:14 Uhr am nächsten Morgen, als ich wieder auf die Uhr sehe. Ich habe seit Jahren nicht mehr so lange geschlafen, nicht mal halb so lang. Mein Schlafzimmer ist in sanftes Licht getaucht, die Rollos nicht heruntergelassen, die arme Orchidee am Fenster braucht dringend Wasser, der Staub auf der Kommode muss gewischt werden. Ich habe Hunger. Nachdem ich gegessen, gewischt und ein paar Kekse gegessen habe, sitze ich da, betrachte meine sauberen, glatten Hände und weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll. Diesen Tag sollte es schließlich gar nicht geben für mich. Dieser Tag sollte der erste Tag nach meinem Tod sein. Für solche Tage plant man nicht. Aber irgendwie kann ich mich nicht dazu bringen, wieder zur Brücke zu gehen. Es kommt mir so unsinnig vor, so seltsam und so völlig abwegig. Ich weiß zwar noch allzu gut, warum ich die hässliche alte Betonbrücke zu einer Todesbrücke machen wollte, und ich kann immer noch sehr gut fühlen, dass ich nicht mehr ich sein will, aber da ist etwas, das gestern noch nicht da war. Unschlüssig sitze ich auf

meinem rot lackierten, knarrenden Küchenstuhl und weiß nicht, was ich tun soll. Ich sitze da, untätig und stumpfsinnig an die Wand sehend, und lausche dem leisen Ticken der Wanduhr. Dann habe ich plötzlich das dringende Bedürfnis, mich zu bewegen. Ich war einmal eine gute Läuferin. Ich war auch einmal eine Tochter. Ich war einmal ein fröhlicher, glücklicher Mensch.

Die Lilly, die ich einmal war, wäre nicht im Traum auf die Idee gekommen, von einer Brücke zu springen. Die alte Lilly hielt es für unglaublich dumm, das eigene Leben zu beenden - wenn es doch irgendwann ohnehin endet. Die neue Lilly aber weiß, dass sich ihr Leben so dramatisch und unwiederbringlich verändert hat, dass ein Ende als einzig richtig erschien. Erschien. Da ist sie wieder, die Vergangenheitsform. Präteritum. Eine abgeschlossene Handlung oder ein Fakt/Zustand der Vergangenheit. Habe ich mit dem Abschließen so schnell abgeschlossen? Es ist ja nicht so, dass mir von heute auf morgen eingefallen wäre, mein Leben zu beenden.

Mit dem Verlust eines geliebten Menschen beginnt eine neue Zeitrechnung. Monate, Wochen, Tage werden unbedeutend. Es gibt ab dem Zeitpunkt fortan für immer nur ein Vorher und ein Nachher. Jedes Bild, das ich betrachte, teile ich danach ein. Ich sortiere und ordne zu. Erinnerungen, Ereignisse, Gefühle, alles wird fein säuberlich in seine Schublade gesteckt. Ich lebe nicht im aktuellen Jahr, ich lebe in einem zweiten Leben: Dem Leben ohne uneingeschränkte Freude, dem Leben danach.

All diese Gedanken werden mir schon wieder zu schwer. Ich möchte laufen. Wer einmal eine Läuferin war, der bleibt es. Die Muskeln erinnern sich daran, was sie einmal leisten konnten, auch wenn es Monate her ist.

In den ersten Monaten des neuen Zeitabschnitts bin ich unglaublich viel gelaufen. Ich war regelrecht süchtig danach. Dabei bin ich nicht nur so vor mich hingetrabt oder habe stupide Runden durch den Park gedreht, nein, es musste extrem sein. Im Mai bin ich den Tough Mudder gelaufen, einen Hindernislauf, durch Matsch und Dreck. Ich habe Betonwände erklommen, bin durch offenes Feuer gerannt, habe Baumstämme geschleppt und mich durch eiskaltes Wasser gekämpft. Zwei Monate später bin ich im Braveheartbattle über Strohballen

gesprungen, über Autoreifen geklettert und im Dreck unter Eisenstangen durchgerobbt. Ich habe mich so lebendig gefühlt. Vielleicht würde ich das heute noch, vielleicht wäre ich die Queen of Tough Mudder oder die Princess of Krassfit oder sogar die Strongwoman of Germany.

Fakt ist, mit den Hindernisläufen und mit dem Laufen überhaupt war urplötzlich Schluss und ich weiß, dass sich das so angefühlt hat, als würde man einem Heroinsüchtigen auf Turkey mit der Spritze vor der Nase herumwedeln und sie dann im Klo herunterspülen. So oder so ähnlich, mit richtigen Drogen habe ich keine Erfahrung gemacht, sonst hätte ich vermutlich auch nicht erwogen, von einer Brücke zu springen. Hätte, da war es wieder.

Was Lene wohl dazu sagen würde? Zu Hindernisläufen und Drogensüchtigen und Frauen, die sich von irren fremden Typen von Betonbrückenbrüstungen ziehen lassen? Ich schüttelte den Kopf, Unsinn, Lene ist schließlich nicht real. Ich sollte mir klar darüber werden, dass das gestern auf der Brücke eine psychotische Episode war. Wäre ich religiös, könnte ich es immerhin auf Gott schieben. Ich bin aber nun mal nicht gläubig, und esoterisch veranlagt bin ich auch nicht. Und ich würde ja gerne glauben, dass meine Mutter den Irren geschickt hat, um mich vor dem Suizid zu bewahren, aber auch das halte ich nicht für wahrscheinlich.

Dennoch, entgegen aller Logik, habe ich das Gefühl, dass hier etwas Unerklärliches, Magisches passiert ist, etwas, das im Kontrast zu jeglicher Vernunft der Realität entspricht. Der Fremde war auf wundersame und unerklärliche Art vertraut, beinahe so, als stünde er mir nah, als kannten wir uns. Vielleicht beschäftigt dieses seltsame Ereignis mich aber auch deshalb so sehr, weil ich Realist bin. Der Realist geht jetzt laufen, vielleicht weiß er danach weiter.

Als ich das Haus verlasse, kommt es mir viel zu hell und warm vor. Die ersten Schritte sind ungewohnt. Wie ein Kleinkind, das vorsichtig unbekanntes Terrain erforscht, trotte ich noch recht langsam auf dem Fußgängerweg in Richtung Naturschutzgebiet, dorthin, wo sich der Teer in weicher Erde und feinen Steinchen verliert und meine Füße immer sicherer werden. Jeder Meter bringt ein fast vergessenes Körpergefühl zurück. Ich laufe und laufe, und es tut so unglaublich

gut. Mein Körper ist zwar nah an seiner Erschöpfungsgrenze, aber ich kann und will nicht aufhören. Die vielen Stunden Schlaf der letzten Nacht haben gut getan, meine Muskeln reagieren, meine Beine finden ihren Rhythmus, und das Atmen bereitet mir nach den ersten zwei Kilometern keine Probleme mehr. Mmmff, mmmf, haa. Mmmff, mmmff, haa. Ein fester einstudierter Klang, eine starre Abfolge von zweimal einatmen durch die Nase, einmal ausatmen durch den Mund. Mmmff, mmmf, haa. Mmmff, mmmff, haa.

Das Laufen bringt auch eine Art Kopffreiheit mit sich, und so regeln ich meine Gedanken nicht mehr, versuche, sie weniger in Zaum zu halten, sondern lasse ihnen freien Lauf. Das Gedicht auf dem Zettel fällt mir wieder ein, die Zeilen über die heimliche Liebe. Verlust der Illusion, eine Wirkliche zu werden. Mit der Erinnerung daran steigt das neu entdeckte Gefühl namens Neugier wie eine brennende Flamme in meiner Kehle auf.

In diesem Moment blicke ich nach oben, sehe nicht mehr den moosigen Boden unter mir, ich sehe auf einmal den Kerl von gestern. Er sitzt wenige Meter von mir entfernt auf einer alten Holzbank, am Rande des Naturschutzgebietes, und er sieht dort so selbstverständlich aus, so eingemauert und eingegliedert in die Natur, dass ich zunächst gar nicht erschrecke. Ich weiß, dass es kein Zufall ist und kein Zufall sein kann, ihn hier zu sehen, und laufe auf ihn zu.

Jonas

Bevor ich sie sehen konnte, dort auf der Brücke, wusste ich bereits, dass sie es ist. Es gab keinen Zweifel daran. Das verriet mir nicht nur mein Gefühl, das spürte ich mit jedem meiner ausgeprägt scharfen Sinne. Noch mehrere hundert Meter von ihr entfernt wusste ich es schon. Es hat mich wie ein Adrenalinschub gepackt, als ob ich jemals am eigenen Körper erfahren hätte, wie sich so etwas anfühlt. Selbst nach so langer Zeit, nach all den Jahrzehnten, ist das Gefühl für sie nicht weniger geworden. Damit hatte ich nicht gerechnet. Die Wucht dieser Begegnung hat mich überrollt. Dabei hatte ich geglaubt, es besser im Griff zu haben. Selbst Yolanda hat mir gezeigt, dass sie zufrieden ist mit meiner Entwicklung. Auf ihre Art, wie Yolanda eben zufrieden sein kann. Vielleicht war dieses wohlig warme Gefühl, dieses leichte Kribbeln und die gewisse Unruhe in mir aber gar kein Zeichen der Besserung, sondern Vorfreude. Kranke Vorfreude auf mein nächstes Unglück. Das letztlich gleiche Unglück. Es ändert aber alles nichts an der Tatsache, dass ich etwas unternehmen musste. Während mein Geist noch abwog, wie unser Wiedersehen einzuordnen sein wird, hat sich mein Körper bereits eigenmächtig auf sie zu bewegt. Wie schnell, effizient und nützlich so ein Körper sein kann.

Es gab keine Zweifel daran, dass sie es war. Nicht, dass ich sie dennoch nicht genau betrachtet habe. Sie sah verändert aus, natürlich, aber ich konnte sie sehen. Ihre Seele leuchtete. Sie stand mit dem Rücken zur Straße, mit dem Rücken zu mir und ich wusste, dass ich nichts falsch machen durfte. Die Erfahrung all der vergangenen Jahre nutzte mir nichts, weil mich meine Seele um meinen Verstand betrog. Das kann nur sie. Niemand sonst vermag das zu tun.

Lilly. Das ist ihr Name im Hier und Jetzt. Lilly, ich wusste, dass sie so heißt, und ich wusste ebenfalls, dass ich mir keinen Fehler erlauben durfte. Trotzdem, es schien einfach stärker zu sein als ich. Lene habe ich sie gerufen. Lene, immer wieder Lene. Vincent hätte mich verhöhnt für diesen verzweifelten, hässlich menschlich schwachen

Klang in meiner Stimme, und Yolanda hätte die Augenbrauen in die Höhe gezogen, die Arme vor der Brust verschränkt, ebenfalls hässlich menschlich gewirkt und sich Sorgen um mich gemacht. Zu Recht.

Ich habe sie gesehen, oh wie ich sie gesehen habe. Es macht keinen Unterschied, dass ihre Augen ordinär braun sind und ich das außergewöhnliche grüne Funkeln darin nicht finden konnte. Es stört mich auch nicht, dass ihr Haar kürzer, lockig und wild um ihren Kopf flattert und die vertraute Flechtfrisur fehlt. Es ist mir völlig egal, dass sie kleiner und runder ist. Sie ist es, und ich habe sie gesehen. Nach langer Zeit sah ich sie völlig klar, und diese Tatsache hat mich letztlich so ruhig gemacht.

Manchmal erschreckt es mich, dass sie sich nicht erinnern können. Dass ich ausgelöscht bin, meine Existenz für sie von keiner Bedeutung ist. Ich weiß, dass es so sein muss, und es stört mich eigentlich nicht.

Diesmal schon.

Dass ich ihren aktuellen Namen nicht aussprechen konnte, kann ich mir selbst nicht erklären. Ich musste lächeln, als sie sagte, sie springe lieber in die Unendlichkeit als in meine Arme. Nicht, weil ich es etwa lustig gefunden hätte, sondern weil sie so sehr sie selbst war.

Wenn sie gewusst hätte, wie sehr sie sie selbst war in diesem Moment. Lene. Diese Sturheit, diese Skepsis. Lene. Nein, Lilly. Es war der Moment, in dem ich wusste, was ich zu tun hatte. Es hatten sich so viele Worte angehäuft über die Jahre. Ein Wörterberg, ein Meer aus Worten, ein ganzes Land mit Wiesen, Feldern, Häusern voller Sätze. Als sie mich ansah, wusste ich, dass dennoch keines dieser vielen Worte sie dazu bewegen würde, von ihrem Vorhaben abzulassen. Daher blieb mir nur noch eines übrig: Ich musste ihr zeigen, was einmal war, um sie dazu bewegen zu können, ihr Leben nicht wegzuerwerfen. Sie abzuhalten, war das Richtige und für mich auch das einzig Wichtige. Die Art und Weise aber, wie ich das getan habe, würde Yolanda unverzeihlich nennen und Vincent zu sprachloser Stille bewegen. Doch ich habe diesen Weg als die letzte Rettung angesehen. Ich konnte sie nicht verlieren, nicht schon wieder. Nicht, nachdem ich sie endlich wiedergefunden hatte.

Und nun, einen Tag in Menschenzeit später, sitze ich hier am Naturschutzgebiet und frage mich, ob sie wohl denkt, dass es Zufall

ist, dass ich hier sitze und wir uns wiedersehen? Ob sie mich für real hält? Es passiert mir häufig, dass die Menschen mich für eine Gestalt aus ihren Träumen halten, mich gar nicht bewusst wahrnehmen. Sicher wird sie weiterlaufen, aus Angst, aus Scham? Obwohl ich weiß, dass sie nicht gesprungen ist - schließlich habe ich sie nicht aus den Augen gelassen, bis sie ihr Haus betreten hat - bin ich unfassbar erleichtert, sie laufen zu sehen. Es ist wunderschön. Es ist nicht graziös oder wahnsinnig ästhetisch, darauf lege ich keinen Wert. Kraftvoll wirkt es, lebendig und entschlossen. Es erinnert mich an Lene. So sehr, dass der alte Schmerz wie tausend Nadelstiche in meine dumme, verlorene Seele fährt. Natürlich erinnert es mich an Lene. Sie ist Lene. Aber sie ist eben auch Lilly. Jeder ihrer Schritte wirkt wie ein Donnerschlag, ein Fausthieb der Entscheidung für das Leben. Ich glaube nicht, dass es ihr bewusst ist, aber ich spüre es. Und weiß, dass das der Zeitpunkt ist, an dem ich mich zurückziehen muss. Meine Arbeit ist getan. Es gibt keinen plausiblen Grund mehr für mich, hier zu sitzen und ihr aufzulauern. Aber vielleicht ist sie noch nicht über den Berg? „Doch das ist sie, Jonas, und du weißt es ganz genau“, höre ich Yolanda im Geiste sagen. „Was soll's, dann triffst du sie eben noch einmal. Mach dich nicht verrückt" - Das ist Vincent, gleichgültig wirkend, zweifelnd. Mein Verhalten gestern war unverzeihlich, aber es wäre unentschuldig gewesen, es nicht zu tun. Sie wird weiter laufen, und wenn sie das tut, werde ich ihr nicht nachgehen und ihr nicht mehr auflauern. Ich verspreche es, ein Pakt mit mir selbst. Und weiß doch, dass ich ihn nicht halten werde. Sie hat sich ohnehin erledigt, meine Übereinkunft mit mir selbst und meinem Gewissen. Lilly läuft direkt auf mich zu. Sie bleibt etwa einen halben Meter vor mir stehen. Verschwitzt, mit geröteten Wangen und offenem Mund. Sie leuchtet wieder, vor Leben, und ich bin entbrannt und verloren.

Man sagt über uns, wir seien wie ein Déjà-vu, und mir ist bekannt, dass viele meiner "Kunden", wie Vincent sie gerne nennt, sich so fühlen, wenn sie uns sehen. Besser gesagt, begründen sie uns mit einem Déjà-vu. Wie lächerlich. Eine einfache, typisch menschliche Eigenschaft, Erklärungen zu suchen und sie wissenschaftlich zu begründen. Das unter Psychologen auch als "falsches Wiedersehen" bezeichnete Gefühl der Vertrautheit in der Fremde wird dem Gehirn

zugeschrieben, einer Täuschung, einem Fehler, dem Temporallappen, Drogen, traumatischen Schädigungen. Ich habe keine Ahnung vom Temporallappen, weiß nichts von Überreizungen des Schläfenlappens. Warum glauben die Menschen nur, was sie sehen, oder was in der Bibel steht? Es gibt keinen Raum mehr für Übersinnliches. Für Dinge, die einfach sind, wie sie sind. Ohne notwendige Begründung und ohne medizinischen Nachweis. Yolanda sagt manchmal „Es gibt keinen Raum mehr für uns und das Leben zwischen den Zeiten“. Der Mensch muss sein Sein wiederholt erklären, begründen und analysieren. Dabei ist es doch so einfach.

Alles ist miteinander verbunden, vieles überdauert Zeit und Raum und manches ist für die Ewigkeit. Doch für die Menschen, beschränkt durch ihre irdische Existenz, ist das, was für mich so selbstverständlich ist, nicht greifbar. Eine Konfrontation mit der Endlosigkeit ihres Daseins kann fatale Folgen haben. Diese Grenze hätte ich nicht überschreiten dürfen. In dem ich Lilly Lene gezeigt habe, habe ich mein Berufungsethos verletzt. In dem Moment, in dem ich sie am Arm fasste und von der Brücke zog, um sogleich feige zu verschwinden. Und jetzt steht sie vor mir und sieht mich aus ihren großen, auf einmal gar nicht mehr so gewöhnlichen braunen Augen an. Ich habe keine Ahnung und kein Gefühl, was sie tun und sagen wird. Zum ersten Mal seit langem fühle ich mich völlig hilflos und ausgeliefert. Ich kenne das Gefühl und ich hasse und liebe es gleichermaßen.

„Wer bist du?“, fragt sie und blickt mir fest in die Augen.

Die einfachste und schwerste Frage zugleich.

„Ich bin Jonas“, sage ich.

„Nach deinem Namen habe ich nicht gefragt. Wer bist du?“, beharrt sie.

„Ich bin Jonas“, wiederhole ich, entschlossen, es dabei zu belassen. Entschlossen, nicht mehr zu verraten.

Sie legt den Kopf leicht zur Seite. Eine Lilly-Geste, denke ich, etwas an ihr, dass mir nicht bekannt vorkommt. Oder doch?

„Jetzt muss ich mich wohl bei dir bedanken, oder?“

„Du solltest dich nicht für etwas bedanken, was dir keinen Dank wert ist“, entgegne ich und versuche, gleichgültig zu wirken. Da ist sie

wieder, diese Unsicherheit. Ich bin nicht unsicher, eigentlich. Ich bin auch nicht gleichgültig, ich tue ganz einfach das, was ich tun muss. Ich funktioniere. Mit Lene und mit Lilly funktioniere ich nicht, ich handele nicht einmal mehr, ich bin ein einziger, großer, dusseliger Gefühlsbrocken. Schwach, gehemmt, dumm fühle ich mich. Die Worte aber kommen von alleine, lange studiert, lange probiert sind sie in mir und führen mich, wie mein Kopf meine Beine lenkt, ohne darüber nachzugrübeln.

Sie überlegt noch kurz und hält dabei ihren Kopf mit den klatschnassen Locken weiterhin etwas schief als üblich.

„Das ist eine gute Antwort. Ich bin mir nicht sicher, ob ich dankbar bin, aber danken möchte ich dir auf jeden Fall. Auch wenn die Begegnung mit dir so ziemlich das Seltsamste war, was mir in meinem Leben passiert ist. Ehrlich gesagt habe ich bis jetzt, bis ich dich gesehen habe, daran gezweifelt, ob es dich wirklich gibt oder ob ich mir dich nur eingebildet habe.“

„Wieso das?“ Verzweifelt versuche ich, das Gespräch nicht abbrechen zu lassen. Sie nicht gehen zu lassen mit ihrem Dank und einer verpassten Chance, weiter in ihrer Nähe zu sein.

„Ach vergiss es, war wohl einfach die ganze Situation. Man versucht ja nicht jeden Tag, von einer Brücke zu springen. Da kann der Kopf schon mal ein bisschen verrückt spielen.“ Sie winkt ab und sieht dabei so herzerreißend traurig aus, dass ich sie einfach nur in den Arm nehmen möchte. Ich kann mich zurückhalten und sage:

„Möchtest du mir davon erzählen?“

Sie runzelt die Stirn, abwesend, irgendwie schon nicht mehr bei mir und unserem Gespräch.

„Wovon?“

„Warum die Begegnung mit mir so seltsam war, wie du sagst. Und warum du denkst, dass dein Kopf verrückt spielt. Vielleicht auch, warum du überhaupt auf diese Brücke gestiegen bist.“

Sie zögert. Bitte sag ja, bitte.

„Ich weiß nicht... wir, wir kennen uns ja gar nicht.“

„Vielleicht ja doch.“

Jetzt weicht sie einen Schritt zurück. Offensichtlich habe ich sie verärgert oder verängstigt. Und erst in diesem Moment wird mir klar, dass sie mich für einen völlig durchgeknallten Typen halten muss. Taucht aus dem Nichts auf, redet sie mit fremdem Namen an, bringt sie mit dem, was er ihr gezeigt hat, völlig durcheinander, zieht sie von der Brücke und verschwindet. Aber ich weiß nicht, wie ich aus der Geschichte wieder herauskomme, ohne dass sie mich entweder für einen Irren hält, oder ich ihr die Wahrheit sagen muss, die ich ihr nicht sagen darf.

„Na, dann erzähl mal, woher wir uns kennen sollten. Ich stehe auf keiner Brücke mehr, und ich habe heute auch nichts Besseres zu tun, also höre ich mir deine Story einfach mal an.“

Das habe ich nun davon. Und wüsste ich, wie ich ihr das alles erklären soll, dann würde ich vor Freude in die Luft springen. Jetzt sieht sie mich an, das erste Mal sieht sie mich richtig an.

„Ich erkläre es dir“, sage ich und weiß bereits in diesem Moment, dass ich einen Riesenfehler begehe, aber ich kann nicht anders. Wie bei Lene habe ich das Gefühl, zu Hause zu sein, nicht an einem Ort, nicht in einer Zeit, sondern bei einem Menschen! Einem Menschen! Ich kann nicht aufhören. Dabei müsste ich mich bremsen.

Ich wiederhole: „Ich erkläre es dir. Aber nur, wenn du mir versprichst, nicht schreiend wegzulaufen, nicht die Polizei zu rufen und mich ausreden zu lassen.“

Wobei Letzteres dir am Schwersten fallen dürfte, füge ich in Gedanken hinzu.

Sie sieht mich an, ihre braunen Augen sind leicht verengt. Ist es die Sonne, oder haben sie auf einmal einen Grüntich? Sie wirkt misstrauisch und wunderschön.

Ihre Augen..

„Ich halte es wie Bella mit Edward, versprochen“, antwortet sie etwas schnippisch. Das verstehe ich nicht, vielleicht ist das irgendein Zitat aus einem Film, den sie gesehen hat, oder einem Buch möglicherweise. Ich brenne so darauf, ihr mein Geheimnis anzuvertrauen, dass ich nicht nachfrage.

„Wollen wir ein paar Schritte gehen?“, frage ich sie.

Ich bilde mir ein, dass meine Knie zittern. Als ich nun neben ihr gehe, ist es sogar noch schlimmer als eben im Sitzen.

Denn wenn ich neben ihr gehe, spüre ich ihre Weiblichkeit mit jeder Faser meines Daseins. Sie fühlt sich wärmer an als die anderen Menschen; sie riecht besser; sie geht nicht, sie schwebt. Alles an ihr ist mehr Mensch und mehr Sinn als der Rest dieser Welt. Sie ist alles, was ich wahrnehmen kann. Ein kleiner Aufschub kann nicht schaden, vielleicht komme ich noch auf eine Erklärung, die mir nicht sprichwörtlich Kopf und Kragen kostet. Ich versuche, es leicht und witzig klingen zu lassen. Aber in meinen Ohren klingt es schwer, betonschwer und traurig.

„Aber nur unter der Voraussetzung, dass du mir zuerst erzählst, warum du dir das Leben nehmen wolltest. Als dein Retter habe ich doch sicher das Recht, zu erfahren, was dich veranlasst hat, dich so kopflos von einer Brücke zu stürzen?“

Sie seufzt und für einen schrecklichen Moment befürchte ich, dass sie ohne ein Wort wieder verschwindet, sich umdreht und geht. Ich würde ihr nicht folgen.

Sie holt aber nur tief Luft und sieht hinunter auf den Fluss, auf die starke Strömung, die Schleusen. Wir passieren den Ausgang zum Park, der Weg wird unebener. Sie läuft weiter geradeaus, den Blick nun auf den Boden gerichtet. Noch immer hat sie nichts gesagt.

Dann lächelt sie und sagt unerwartet:

„Kopf ist nicht alles. Auch der Kohl hat einen Kopf.“

Sie hat Humor, aber noch nicht beschlossen, sich mir anzuvertrauen.

„Du hast Humor“, sage ich in Ermangelung desselben.

Sie zuckt gleichgültig mit den Schultern und läuft weiter. Plötzlich weiß ich instinktiv, womit ich sie aus der Reserve locken kann.

„Humor ist der Knopf, der verhindert, dass uns der Kragen platzt!“

Nun sieht sie mich überrascht an.

„Du kennst Ringelnatz, den Dichter?“

„Klar, war ein angenehmer Zeitgenosse. Ist es immer noch.“

Jetzt sieht sie mich wieder an, als wäre ich völlig verrückt. Sie schüttelt den Kopf und runzelt die Augenbrauen. Also sage ich schnell:

„Wusstest du, dass man ihm nach seinem Tod tatsächlich ein Gässchen gewidmet hat, so wie er es sich zu Lebzeiten gewünscht hat?“

„Klar, das weiß jeder, der sich ein wenig mit Ringelnetz befasst hat.“

„Als er 14 Jahre alt war, gab es im Leipziger Zoo eine Völkerschau, so etwas wie eine Ausstellung von Exoten, nur dass es Menschen waren und nicht Tiere, die man dort betrachten konnte. Joachim oder besser Hans, wie er eigentlich hieß, konnte sich einfach nicht satt sehen an den dunkelhäutigen Frauen. Das nötige Kleingeld für Geschenke hatte er nicht, also stahl er von zu Hause den Weihnachtsschmuck und beschenkte die entzückten Damen. Aus Dankbarkeit ließen die sich sogar ein „H“ auf den Arm tätowieren. Für den lieben Hans endete das in einer Erziehungsanstalt.“

Ich lache. Sie grinst ganz leicht, aber der freundliche Zug um ihre Lippen weicht sofort wieder diesem tieftraurigen Ausdruck, der ihr zeitweise fast wie ins Gesicht gemeißelt zu sein scheint.

„Du berichtest das, als wärst du entweder dabei gewesen oder als hättest du die Story schon hundertmal erzählt“, sagt sie und sieht mich fragend an.

„Lene kannte die Geschichte auch“, antworte ich, ohne nachzudenken. Eigentlich warte ich ja darauf, dass sie sich mir anvertraut, und nicht darauf, weitere Fragen gestellt zu bekommen, die ich nicht beantworten darf.

„Lene? Was hat es denn mit dieser Lene auf sich? Ich glaube, ich habe von einer Lene geträumt oder so ähnlich. Nein, ein Traum war es eigentlich nicht. Ach, vergiss es, das war verrückt, es kam mir so real vor und...“

„Vielleicht war es das ja“, sage ich und weiche ihrem Blick aus.

„Ganz ehrlich, ich frage mich, ob ich langsam durchdrehe. Ich rede hier mit einem Wildfremden, der mir gar nicht fremd vorkommt, über Ringelnetz, meine Träume und ... wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich glauben, ich wäre doch gesprungen und tot.“

„Nein, das bist du nicht. Zum Glück. Ich bin real, du bist es und Lene auf eine gewisse Art auch. Aber wolltest du mir nicht eigentlich

sagen, warum du springen wolltest? Welchen Grund könntest du haben, so eilig aus diesem Leben zu verschwinden?"

Sie blickt mir noch immer fest in die Augen und antwortet:

„Das ist eine einfache Frage. Das Leben, mein Leben, hat für mich nichts mehr, was lebenswert ist.“

Wenn sie auf lächerliche Floskeln gewartet hat, tröstende Worte der Art „Aber das Leben ist immer lebenswert“ oder „So etwas darfst du doch nicht sagen“, dann wird sie enttäuscht sein.

„Bist du denn gar nicht neugierig?“, frage ich und bin ehrlich gespannt auf ihre Antwort. Sie ist stehen geblieben, und wir sind nun fast alleine. Spielende Kinder kann ich entfernt hören, ein paar Spaziergänger, nicht in Hörweite.

„Ich war es nicht mehr. Nein. Aber seit ich dich getroffen habe, bin ich ein klein wenig neugierig. Sonst wäre ich womöglich nicht mehr da.“

„Wie war dein Leben, damals als du noch neugierig darauf warst, wie es weiter geht?“

Offensichtlich ist das die richtige Frage. Denn plötzlich beginnt sie zu erzählen. Von damals, von ihrer Mutter. Von einem Leben, das ihr so vorzukommen scheint, als sei es ein fremdes und nicht mehr ihr eigenes. Wie gut ich sie verstehen kann.

(...)

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.kristina-moninger.de,
www.facebook.com/InaMon85 und
www.feuerwerkeverlag.de/moninger/

Buch bestellen unter:
www.amazon.de/dp/B01IAKHJBO/

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter/